

Paul White

Dschungeldoktors Feinde



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2010 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor's Enemies

Originalverlag: The Paternoster Press, London, Großbritannien

Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1954

im R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Deutsch von Verena Peyer-Binder, Zürich

© der deutschen Ausgabe 2010

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-114-9

Inhalt

Ein Gerücht und ein blinder Junge	7
Mubofu	16
Telegramme und Tragödien	24
Ein Vorgeschmack	32
Pläne und Demonstrationen	40
Das Land wird ausgekundschaftet	51
Eine Niederlage	60
Narben	66
Hilfe für Tschibaja	73
Die ersten Berichte	81
Ein feindlicher Spion	91
Der Feind greift an	98
Schlachtpläne	105
Mit Geheimwaffen unterwegs	113
Es brennt!	121
Verwirrung	130
Ein Zwischenspiel mit Schlangen	139
Der Kampf auf seinem Höhepunkt	146

Ein Gerücht und ein blinder Junge

Der kleine Afrikaner stolperte und wäre fast hingefallen, hätte er sich nicht an den Maispflanzen festgehalten, die an beiden Seiten des Feldwegs wuchsen. Schnell hatte er sich wieder aufgerappelt, blieb einen Augenblick stehen und tastete sich dann unsicher vorwärts. Ich schloss hinter mir das Tor, das das Krankenhaus vor Hyänen schützte, und ging auf ihn zu.

»Was ist denn los, kleiner Mann?«

»Buana«, klagte er mit tränenerstickter Stimme, »meine Kameraden wollen mich nicht mithelfen lassen, dein Auto anzuschieben, weil ich blind bin, und – und ...« Er schluckte und seine Stimme versagte ihm. Wortlos drehte er sich um und tappte den Weg zurück, den er gekommen war. In seinen herabhängenden Schultern und den unsicher ausgestreckten Händen lag etwas unsagbar Ergreifendes.

Ich ging Mubofu nach. Als er meine Schritte hinter sich hörte, sagte er: »Buana, ich *kann* schieben helfen, wenn ich auch in *Utitu* (im Land der Finsternis) lebe.«

»Aber du könntest doch fallen, wenn das Auto anfängt, schneller zu fahren?«, gab ich zu bedenken.

»Kah, Buana, das bin ich gewohnt. Ich habe keine

Angst vor ein paar Schrammen! Darf ich nicht doch mithelfen?«

Der Weg machte plötzlich einen scharfen Bogen um einen riesigen Baobabbaum. Mit Erstaunen beobachtete ich, wie der Junge unbeirrt auf der Mitte des Pfades weiterging.

Bald stießen wir auf eine heitere Szene. Samson, einer der Krankenpfleger, der die Medikamente verwaltete, kurbelte aus Leibeskräften einen klapprigen, 20 Jahre alten Wagen an. Seine Anstrengungen wurden durch eine Schar kleiner, halb nackter Jungen unterstützt, die stöckeschwingend um das Auto herumtanzten und im Takt schrien: »Hau ruck – gib ihm Saures!« Als er mich erblickte, richtete Samson sich auf und wischte sich die Stirn ab. »Die Batterie schläft, Buana.«

Ich lachte. »Der Lärm, den diese Kinder machen, dürfte wohl genügen, um sie aufzuwecken!«

»Kah, Buana, unser Wagen heißt nicht umsonst Sukuma (Suaheli für »schieben«).«

»Buana, wir wollen schieben«, schrien die Jungen und stürmten vorwärts.

»Na gut«, lachte ich, »aber ihr müsst noch einen Augenblick warten, bis ich fertig bin!«

Ich wandte mich Samson zu und vertauschte für einen Augenblick Kigogo, die Sprache der Zentral-ebenen von Tanganjika, mit Englisch: »Ich hätte Lust, den kleinen Kerl nach Dodoma mitzunehmen. Ich denke, einen Tag mit uns auf Safari wird er sich rot im Kalender anstreichen. Warum sollten wir ihm

nicht die Freude machen? Du kannst ihn dann später wieder zurückbringen, wenn ich mit dem Zug weiterfahre.«

Samson nickte: »Wir können heute seine Augen sein und ihm alles erzählen, was wir unterwegs sehen.«

Mubofu hatte sich im Schatten des Ziegelschuppens hingehockt, in dem unsere klapprige Sukuma wohnte. Über ihm, an der Wand, schnappten drei farbenprächtige Eidechsen eifrig nach Fliegen. Als ich mich näherte, stand er auf.

»Buana, darf ich beim Schieben mithelfen?«

»Nanu, woher wusstest du denn, dass ich auf dich zugekommen bin?«

»Kah, Buana«, antwortete der kleine Junge, »ich habe deine Schuhe im Sand gehört, und ich kenne keinen Afrikaner, der so geht wie du.« Bei diesen Worten erhellte sich sein ganzes Gesicht, aber irgendwie verstärkte sein Lächeln nur noch die Tragödie dieser entsetzlichen Höhlen, in denen seine Augen hätten liegen sollen.

Ich pfiß erstaunt: »Junge, was hast du für Ohren!«

»Meine Ohren müssen jetzt auch meine Augen sein« – er legte seine Hand auf meinen Arm – »Buana, Buana, wirst du mich schieben lassen?«

»Nein, Mubofu, ich werde dich nicht schieben lassen.«

Alle Freude wich aus seinem Gesicht. Bevor er sprechen konnte, fuhr ich fort: »Aber ich wollte dich

fragen, ob du Lust hast, mit Samson und mir auf Safari zu gehen. Wir fahren nach Dodoma.«

»Kah«, rief der kleine Junge, »mit Sukuma?«

»Ja«, antwortete ich.

»Buana, in einem Auto fahren! Kah!«

Er fing an, einen Freudentanz aufzuführen, was die Eidechsen veranlasste, sich schleunigst auf den Stamm des Baobabbaums zurückzuziehen. Ich suchte das nötige Gepäck zusammen und verabschiedete mich von meinen Leuten.

Auf dem Weg zum Wagen fragte ich Samson: »Wer ist dieser blinde Junge eigentlich? Kennst du seine Geschichte?«

»Seine Leute sind tot, Buana. Er schläft in der Stammhütte seiner Verwandten in einem Dorf, das zu den allerheidnischsten gehört. Man sagt, sie ernähren ihn nur deshalb noch, weil sie glauben, dass er sowieso bald stirbt, und da wollen sie die Geister der Vorfahren nicht unnötig ärgern.«

Ein paar Meter von uns entfernt stand Mubofu in freudiger Erwartung neben dem Wagen.

Ich verfrachtete ihn zwischen Samson und mir auf dem Vordersitz, ließ die Handbremse los und rief: »Kommt, Jungs, schiebt!«

Langsam bewegten wir uns mit zwanzig »Jungenstärken« vorwärts. Die alte Kiste wollte noch nicht so recht, gewann aber an Geschwindigkeit, als wir den steinigen Weg vom Krankenhaus hinunterrollten. Ich schaltete die Kupplung ein und gab Gas. Sukuma donnerte von hinten und kreischend rissen die klei-

nen Helfer aus. Der Motor war angelaufen und damit hatte auch meine Ferienreise begonnen, die mich an das entfernte Ufer des Viktoriasees, ins Zentrum Afrikas, bringen sollte.

Ich folgte – so gut ich konnte – einer halsbrecherischen Wegspur, die durch ein ausgetrocknetes Flussbett führte.

»Buana«, sagte der kleine Blinde, »auf dem Hügel hinter dem vierten Fluss wohne ich. Siehst du, wie genau ich diese Straße kenne!«

»Das stimmt«, bestätigte Samson, »er bewegt sich hier so gut wie jeder andere. Seine Füße scheinen jeden Stein und jedes Loch zu kennen.«

»Hier in Tschibaja, Buana, bin ich geboren, und hier habe ich meine Augen verloren.«

»Oh«, fragte ich, »wie ist denn das passiert?«

Mubofu streckte vier Finger in die Luft. »Es war vor vier Jahren, Buana, als Serenjenji in unser Dorf kam.«

Ich warf einen fragenden Blick auf Samson. Er formte mit seinen Lippen das Wort »Masern«. Ich nickte stumm.

»Hongo«, fuhr Mubofu fort, »das waren Tage der Sorge, Buana. Zuerst floss meine Nase, dann flossen meine Augen; und wie ich hustete! Meine Verwandten wollten mich nicht schlafen lassen. Sie trommelten auf Büchsen, schrien und schüttelten mich: ›Du darfst nicht sterben!‹, riefen sie. Dann wurde es mit meinen Augen immer schlimmer. Oh, das grelle Licht, und die Fliegen! Sie trugen mich in das Haus,

aber der Rauch des Küchenfeuers machte es nur noch schlimmer.«

Plötzlich setzte er sich auf und wies mit seinem Kinn auf eine Anzahl Hütten: »Dort, Buana, ist meine Wohnung, und da ist das alles geschehen.«

»Kah«, sagte Samson, »woher weißt du denn, dass wir in dein Dorf gekommen sind?«

»Kumbe«, erklärte der Junge, »ist meine Nase etwa nicht wach? Wie sollte ich den Geruch meines eigenen Dorfes nicht erkennen?«

Eine Weile herrschte Stille, dann fuhr er fort: »Es war ein Schmerz, ein brennender Schmerz in meinen Augen; ich hatte Augengeschwüre. Aber es war niemand da, der mich ins Krankenhaus gebracht hätte. Es gab überhaupt noch keine Missionsstation und du warst noch nicht von deinem Land zu uns gekommen.«

Im Dschungel neben der Straße bewegte sich etwas. Plötzlich rief Samson:

»Schau, Buana, Impala ...«

Ein Bock von der Größe eines Ponys sprang aus einem Dornbuschdickicht und floh in weiten Sätzen davon.

»Was war das?«, fragte Mubofu. Er hatte seine Hand auf meine Schulter gelegt.

»Ein prächtiger Bock«, entgegnete ich. »Da – schau doch nur! Da hinten kommt noch einer.«

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als mir bewusst wurde, was ich gesagt hatte. Aber der blinde Junge hatte nichts bemerkt. Sein Gesicht

glühte. »Ich kann ihn sehen, Buana, in mir drin, wie er springt!«

Die Straße schlängelte sich durch dorniges Gelände dahin. Während des Fahrens dachte ich an die Masern und erinnerte mich daran, dass sich solche Epidemien alle fünf Jahre wiederholen können. Es schien, dass bald wieder ein neuer Ausbruch an der Reihe wäre, wenn diese verheerende Krankheit sich an den Fahrplan hielt.

Wir durchquerten ein trockenes Flussbett, das in der Regenzeit zum schlammigen Strom anwachsen würde. »Wir müssen uns auf eine neue Masern-epidemie vorbereiten, Samson«, sagte ich, »jetzt, da wir unser Krankenhaus in Betrieb haben, dürfen wir so etwas nicht wieder geschehen lassen.«

»Kah, Buana«, entgegnete Samson, »sie werden nicht nur blind, wenn die Masern kommen – viele Hunderte von Kindern sterben. In unserem Land ist es besonders für Kinder die Krankheit des Kummers, der Sorge und des Todes.«

Ich blickte auf das erbarmenswerte kleine Gesicht neben mir und dachte dabei an die Qualen, die der Junge erlitten haben musste. Doch seine Gedanken waren längst nicht mehr bei den Masern. Er war voll gespannter Aufmerksamkeit; jeder Kilometer dieser Reise hatte sein eigenes, ganz besonderes Interesse für ihn. Er versetzte mich immer wieder in Erstaunen durch seine Beschreibung dessen, was uns auf der Fahrt begegnete. Seine Sinne schienen alle Eindrücke ungewöhnlich schnell aufzufassen. Er saß

da, aufmerksam wie ein Spitz, während Sukuma mit großem Getöse auf der Kap-Kairo-Straße voranholperte.

Jetzt entdeckten wir einen steilen Hügel, der mit Kakteen übersät war. Zu unseren Füßen lag ein Fleck dunkelgrüner Mangobäume, die das sandige Flussbett umsäumten, und zwischen ihnen schimmerten uns die weißen Gebäude der Missionsschule für Jungen entgegen. Wir bogen von der Straße ab und kamen durch einen Erdnussgarten an einer Schreinerwerkstatt vorbei, wo afrikanische Jungen eifrig damit beschäftigt waren, Tische anzufertigen. Unter einem großen Kikujubaum hielten wir an. Ich stellte Mubofu auf den Boden, nahm einen afrikanischen Schilling aus meiner Tasche und nickte Samson zu. Ich betrachtete den Löwen auf der Rückseite der Münze, legte sie dann in seine Hand und sagte: »Samson, kauf damit etwas zu essen für dich und Mubofu. In einer Stunde fahren wir zur Bahnstation.«

Von meinem Freund, dem Direktor jener großen afrikanischen Schule, hörte ich, dass tatsächlich im Sudan und in Äthiopien eine Masernepidemie wütete. Ob sie auch in Tanganjika ausgebrochen sei, war nicht bekannt.

Der Bahnhofsvorsteher, ein großer Pakistaner, teilte mir mit, dass der Zug zehn Stunden Verspätung habe. Da ihm mein Beruf bekannt war, erzählte er mir von einer schweren Seuche, die in seiner Heimatstadt Karatschi viel Unheil anrichtete. Das klang ganz verdächtig nach den Masern.

Samson pumpte Sukumas Reifen auf. Als ich durch das Tor des Bahnhofs auf ihn zukam, blickte er fragend auf.

»Der Zug hat zehn Stunden Verspätung«, teilte ich ihm mit.

Mubofu lachte: »Hongo, Buana, das ist ausgezeichnet. Schau, jetzt hast du Zeit, mir viele Dinge über Dodoma zu erzählen und alles zu beschreiben, was du mit deinen Augen siehst, damit ich es in Gedanken sehen kann.«